SAMMLUNG
GEMEINVERSTÄNDLICHER
VORTRÄGE

133

ANDREAS DUHM

GOTTESDIENST
IM ÄLTESTEN
CHRISTENTUM

1928
J.C.B. MOHR (PAUL SIEBECK)
TÜBINGEN

SAMMLUNG GEMEINVERSTÄNDLICHER VORTRÄGE UND SCHRIFTEN AUS DEM GEBIET DER THEOLOGIE UND RELIGIONSGESCHICHTE

133

DER GOTTESDIENST IM ÄLTESTEN CHRISTENTUM

VON

DR. ANDREAS DUHM
PRIVATDOZENT IN HEIDELBERG

Vortrag im Badischen wissenschaftl. Prediger-Verein zu Karlsruhe am 26. Juni 1928

1 9 2 8

VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
TÜBINGEN

Printed in Germany

Druck von H. Laupp jr in Tübingen

Wo sich heute ein Durst nach Wissen über die Verhältnisse des ältesten Christentums findet, ist er in der Regel nicht mehr bloßes Anzeichen einer gelehrten Liebhaberei für längst Vergangenes, Freude am Ausgraben von Verschüttetem und Klarstellen von Verworrenem; sondern ein anderes Gefühl leitet uns Kinder einer gärenden Zeit zu den Quellen unseres Glaubens und den Anfängen unserer kirchlichen Gebräuche. Es ist die fast plötzlich eingetretene Unzufriedenheit mit Ueberkommenem, es ist eine Meinung, ähnlich der, durch die die Reformation entstanden ist, daß etwas ursprünglich Großes, Reines durch Menschenirrtum, Menschengewohnheit, Menschengewalt nach und nach verdorben, klein gemacht sei. Es ist wie ein Aufwachen aus einem langen Schlaf gedankenloser Zufriedenheit. Die erste Folge dieses Erwachens ist die Kritik an dem, was wir haben, nach dieser Meinung schon allzulange haben. Die zweite Folge sind unverzagte, aber auch unbedachte Versuche, das geschichtlich Gewordene durch eigene Neuerfindung zu ersetzen. Manche liturgischen Neuerungsversuche sind so entstanden. Aber auch hier stört bald die Erkenntnis, doch nur wiederum etwas menschlich Unzulängliches, Willkürliches zu schaffen. Das lenkt endlich den Blick zurück über die letzten Abschnitte jener geschichtlichen Entwicklung in frühe, ja in allerfrüheste Zeiten. Dort muß das zu finden sein, was uns hilft. Denn je älter, desto heiliger, unverdorbener, dem Menschlichen entrückt. Es ist uns, als müßten wir auf diesem Wege zuletzt zum rein Göttlichen gelangen. So wird das liturgische Belebungsbemühen, das jetzt etwa bei Luther angekommen ist, im Sinne der Reformation selbst noch weiter zurückgehen auf die klas-

sische Zeit des allerersten Christentums, wo der heilige Geist noch waltete, wo die Menschen, in denen er lebte, Gott und seiner kürzlichen größten Offenbarung noch am nächsten waren. Hier müssen wir das mehr als Menschliche entdecken, hier können wir lernen.

Wie haben die ersten Christen Gottesdienst gehalten?

* * *

Wer einen Bericht hört, will auch wissen, woher der Vortragende ihn hat und wie die Kunde zustandegekommen ist. Hier müssen gleich zu Beginn Hoffnungen zerstört werden. Es liegen keine sicheren und vollständigen Berichte über den Gottesdienst aus jener Zeit selbst vor, weder in den ältesten Schriften unserer Religion, im Neuen Testament oder bei den apostolischen Vätern und den literarischen Verteidigern des Christentums, also in nichtkultischen Schriften, noch in etwa schriftlich erhaltenen Gottesdienstordnungen. Was da ist, ist dürftig und mehrdeutig und muß selbst erst aufgehellt werden. Gegenüber jenen nichtkultischen Quellen ist die Wissenschaft jetzt auf dem Standpunkt angekommen, daß die Forschung im Neuen Testament und in der Kirchengeschichte nicht so gut Aufschluß geben kann auch über die liturgischen Verhältnisse, sondern daß umgekehrt die Erschließung alter Liturgien ungeahntes Licht zu werfen vermag auf das Verständnis des Neuen Testamentes und der kirchengeschichtlichen Vorgänge. Denn das Leben einer Religion pulsiert am stärksten nicht in seinem zufälligen Schrifttum, sondern in seinem Kult und muß hier erkannt werden. Allein diese wertvollen Liturgien sind gerade für die älteste Zeit nicht erhalten, wohl überhaupt nie aufgezeichnet worden. Suchen wir aber in den späteren Liturgien nach dem darin erkennbaren Alten, so stoßen wir auf Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Die Gelehrten streiten sich über die zeitliche Ansetzung, weil die Liturgien selbst darüber nichts oder Unzuverlässiges enthalten und weil Ursprüngliches und

Hinzugekommenes nie sicher zu scheiden sind. Und sollte es gelungen sein, das Aelteste aus einer solchen Liturgie herauszuschälen, dann bleibt die Frage: war das nun der Gottesdienstbrauch in einem größeren oder einem kleineren Teil der Urkirche oder nur in einer einzelnen Gemeinde? Denn gewiß war er es nicht in der ganzen alten Kirche. Der Gedanke der allgemeinen kultischen Gleichheit und erzwungenen Einheitlichkeit ist erst viel später durch Rom aufgekommen. Als in den Ländern der Reformation Roms Macht gebrochen war, mußte neuer Gottesdienst geschaffen werden; und wie sich damals bei völliger Freiheit der Gemeinden und Landeskirchen doch gewisse Haupttypen herausbildeten, nach denen man sich gerne richtete, ohne sich buchstäblich an sie zu halten, war es so vielleicht auch im Urchristentum, als Rom noch nicht herrschte?

Einen andern Weg, zu möglichst frühen Gottesdienstformen zu gelangen, als durch Rückschließung aus Späterem, gibt es vorderhand nicht. Ob das Ziel je erreicht werden wird, weiß niemand. Zur Zeit stehen wir noch sehr weit davon. Was an Versuchen vorliegt, sind eben nur Versuche, deren Ergebnisse nach riesenhafter Forschungsarbeit lediglich gewagte Vermutungen, kühne Hypothesen sind. Ich muß mich darauf beschränken, Ihnen über den gegenwärtigen Stand dieser Bemühungen Bericht zu geben. Vielleicht ist dieser Stand morgen schon ein ganz anderer!

* * *

Die eine Erkenntnis aber ist längst da und wird sich schwerlich mehr ändern, daß von Anfang an zwei Gottesdienstarten zu unterscheiden sind. Die eine ist der Wortgottesdienst, die andere die Abendmahlsfeier, der sakramentale, eucharistische Gottesdienst, oder wie wir ihn nennen wollen. Damit ist nicht gesagt, daß an jedem Ort b e i d e Gestalten zugleich dagewesen seien. Es ist nicht unmöglich, daß das Angleichungsbestreben

hier ergänzend gewirkt hat, besonders nachdem die beiden Gottesdienste zusammengeschweißt waren.

Der Wortgottesdienst war wohl nichts anderes als die christliche Umprägung des Gottesdienstes der Synagoge in Palästina und in der jüdischen Diaspora: Gebet, Gesang, Vorlesung und Auslegung heiliger Schriften. Diese Schriften waren für die Christen die im christlichen Sinne ausgelegten alttestamentlichen, aber auch die Hirtenbriefe eigener hervorragender Persönlichkeiten, wie des Paulus, die neben anderen eigenen christlichen Schriften nach und nach den gleichen Rang wie die des Alten Testaments bekamen. Die an die Vorlesung angeschlossenen Ermahnungen des Vorstehers waren meist kirchenamtlicher, seelsorgerlicher Art. Von diesen ruhigen, nüchternen Veranstaltungen unterschieden sich in der Anfangszeit Versammlungen mit missionarischem Charakter, mit nach außen gerichteter, werbender und herausfordernder Rede, prophetisch erregter Verkündigung des neuen Messiasglaubens. Diese Versammlungen waren aber schwerlich liturgisch geregelt, so wenig wie das Auftreten der großen Gottesmänner des Alten Testaments in der Volksmasse. Der Prophet hält sich an keine menschliche Liturgie. Das waren mithin keine Gottesdienste in unserm Sinn. Aber die Scheidung läßt sich nicht genau durchführen. Es gab ja auch in den geregelten Gottesdiensten „Ungläubige“ als Teilnehmer, also konnten auch in diesen die Reden den ekstatischen Zeugnischarakter und die ganze Versammlung die tumultuarische Bewegtheit annehmen. Und es gab ekstatisch veranlagte Naturen, die doch keine Propheten waren, sondern etwa den Nabis des Alten Testaments, den heutigen Derwischen vergleichbar, Propheten niederen Grades. Wo diese sich bemerkbar machten, ging es nicht mehr geregelt zu. Ein deutliches Bild für eine solche ungeregelte Gemeindeversammlung haben wir im 14. Kapitel des ersten Korintherbriefes. Wir hören von Zungenrednern; das waren eben jene Exaltierten, die das verzückte Durcheinander hervorbrachten. Wie bald diese

Erscheinung verschwand durch die Beruhigung der Gemüter, zeigt der Pfingstbericht der Apostelgeschichte, der sich von dem Zungenreden schon nicht mehr die richtige Vorstellung machen kann. Die Errichtung fester Gemeindeämter schuf Ordnung im Sinne der Forderungen des Paulus. Das Ergebnis war wieder der ruhige christliche Synagogengottesdienst. Trotzdem ging es auch hierbei nicht so ruhig zu, wie wir es gewohnt sind. Noch aus späterer Zeit, als auf den Predigtgottesdienst schon die Abendmahlsfeier folgte, wird berichtet, daß die Schriftvorlesung begann, wenn die ersten Teilnehmer sich versammelten, und schloß, wenn die Gemeinde vollzählig war, und daß Diakonen unaufhörlich für Ordnung sorgen mußten, „damit keiner flüsterte oder schlief oder lachte oder winkte". Auch daß in der Zeit, wo die Prunkpredigten aufkamen, das Volk in Händeklatschen, Freudengeschrei und Tücherschwenken ausbrach, eitle Prediger es geradezu forderten, und daß einer von ihnen, Paul von Samosata, angeklagt wurde, daß er beim Predigen viel gaukelhafte Gebärden mit den Händen mache, umherspringe und auf den Pult schlage, daß es krache, erinnert uns daran, daß wir es nicht mit Gottesdiensten unserer Gewohnheit zu tun haben, wo schon der würdige Kirchenraum solch lautes Wesen nicht aufkommen läßt, ferner daran, daß es nicht nur andere Zeiten waren, sondern auch andere Menschen, unter einem heißeren Himmel und mit heißerem Blut. Das darf bei der liturgiegeschichtlichen Forschung nie übersehen werden. Wir dürfen nicht unsere ernste germanische Art des stillen, feierlich beherrschten, etwas kühlen Versunkenseins übertragen in jene vergangene Welt. Selbst in dem liturgisch strenger geregelten Opfergottesdienst aller Religionen mußte wenigstens in dem Augenblick des großen Mysteriums besonders Ruhe geboten werden, in Altisrael mit dem Priesterruf „has!" (d. h. still!), in Altrom mit dem „favete linguis!" (seid günstig mit euren Zungen!), und bei den Christen mit dem bekannten „sursum corda!" (empor die Herzen!), auf das die Gemeinde

antwortet: „habemus ad Dominum“ (wir haben sie zum Herrn), d. h. wir sind still, es kann beginnen.

Wie auf ordentliches Verhalten, so mußte auch auf Wohlanständigkeit in der äußeren Erscheinung gesehen werden. Man scheint besondere Kirchenkleidung getragen zu haben, d. h. wohl einfach: die besten Kleider, die womöglich sonst nicht benutzt wurden. Manche uns fremd gewordene Anschauung mag dabei hereingespielt haben von Heiligkeit und Entweihung, von schädlicher Beeinflussung des kultischen Vorganges durch Hereintragen des unheiligen Alltages. Der Priester besonders mußte sich feierlich tragen. Immerhin gab es noch kein eigentliches Meßgewand, auch die hohepriesterliche Kleidung wurde natürlich nicht herübergenommen. Die römische Meßgewandung soll mit ihrem ältesten Teil, der Kasula („Häuschen“) aus dem altrömischen Mantel hervorgegangen sein.

Es kommt mir hier nicht darauf an, solche Einzelheiten zu berichten, sondern bei dieser Gelegenheit auf eine wichtige Beobachtung aufmerksam zu machen.

Die Kleidung wandelte sich im Lauf der Jahrhunderte wie alles, nur die K i r c h e n kleidung blieb, wie alles Kirchliche, möglichst von dem Wandel verschont und wurde so zu einer zurückgebliebenen Erinnerung an die alte Zeit. Die zusammengesetzte Meßgewandung des heutigen römischen Priesters besteht aus lauter solchen Erinnerungen, ein am Leibe getragenes Museum. Und unser heutiger Talar ist nichts anderes als ein ehemaliger bürgerlicher Rock, der als solcher anderen Bekleidungsformen hat weichen müssen, als K i r c h e n kleidung aber blieb.

Man kann die Regel aufstellen, die auch für anderes als für die Kleidung gilt, daß das, was sich aus dem weltlichen Leben nicht oder kaum hervorhob, durch die Aufnahme in den k i r c h l i c h e n Gebrauch aus der allgemeinen Fortentwicklung, aus dem Fluß der alles ummodelnden Zeit herausgenommen wurde, s t e h n b l i e b und so als Rudiment, n u r n o c h der Kirche

angehörend, den kirchlichen Stil darstellt, im Gefühl des Kirchenvolkes unantastbar heilig.

So haben wir heute einen Stil des Kirchengesanges in musikalischer Beziehung, der einst vom weltlichen nicht verschieden war, aber im Gebrauch der Kirche unverändert blieb, während er als weltlicher Gesangsstil dem Gesetz der Weiterentwicklung folgte. Unser protestantisches Kirchenlied, das man nicht Choral nennen sollte, weil es nicht im Chor der Kirche, sondern im allgemeinen Kirchenraum, nicht von Klerikern, sondern von der Gemeinde gesungen wird, unterschied sich zur Zeit seiner Entstehung nicht von dem damaligen weltlichen Volkslied. Ich glaube nun behaupten zu dürfen, daß es sich mit dem urchristlichen Gesang nicht anders verhielt. Man sang, wie man sonst auch sang, natürlich würdig und anständigernst, aber einen eigenen kirchlichen Gesangsstil gab es so wenig wie bei dem jungen Protestantismus. Er ist geworden, und zwar durch jenes Stehenbleiben. Man berichtet uns aus der Zeit etwa des Ambrosius von einem Zustrom kirchlichen Gesanges vom Osten nach dem Westen. Das war dem Stil nach orientalischer Volksgesang, der im Abendland als fremd empfunden wurde. Gerade dieses Fremde gab ihm jedoch den kirchlichen Stil, hier also nicht eine zeitliche, sondern eine örtliche Verschiebung; und Rom war es, nicht eine morgenländische Kirche, das diesen Stil festhielt, konservierte bis auf den heutigen Tag und gerade heute mehr als vorher wieder auf das unveränderte Beibehalten bedacht ist. Die arabeskenhafte Rhythmuslosigkeit und die einstimmige Harmonielosigkeit geben dem gregorianischen Choral — das ist nun wirklich „Choral" — heute mit Unterstützung durch die kirchliche Raumstimmung sein Besonderes, den oft bewunderten mystischen Klang, das schwebend Ueberirdische; in Wirklichkeit war das einfach die Art des Singens im Altertum und in dieser Art speziell im Osten.

So sehe ich in dem gregorianischen Choral nichts anderes als stehengebliebenen altorientalischen Volksgesang. Ambrosius

soll ihn eingeführt, Gregor der Große ihn zum allein berechtigten erhoben haben. In Wahrheit haben diese berühmten Kirchenmänner nicht viel damit zu tun gehabt; aber auch das ist ein fester Brauch, liturgische wie überhaupt religiöse Normen auf berühmte Männer alter Zeit zurückzuführen. Was im Alten Testament Mose und David waren, das sind in der altchristlichen Kirche Ambrosius, Leo der Große, Gregor der Große und andere, vor allem die zwölf Apostel, auf die man nicht nur das in seiner jetzigen Gestalt von Burgund nach Rom gewanderte bekannte Bekenntnis zurückführte, sondern auch eine Anzahl ebenfalls später liturgischer Schriften, die Zwölfapostellehre (Didache), die Constitutiones und die Canones Apostolorum. Oft geht man noch am sichersten in der Verfasserfrage dann, wenn ein verhältnismäßig unberühmter Name angegeben ist!

Erstarrt und also heiliggesprochen, weil für das übrige Leben tot, ist auch die Kirchensprache: wie das Latein der römischen, das Altslawische östlicher Liturgien und das Altarabische des Korans, so auch unser Lutherdeutsch. Wie erregt es unser inneres Unbehagen, wenn wir Schriftwerke lesen aus der Zeit Luthers und in seiner Sprache geschrieben, und doch nicht von ihm, und über weltliche, ja sehr weltliche Gegenstände — diese Sprache darf doch nur im Dienste des biblischen Christentums gebraucht werden! Ja, auch die Bibel selbst gehört in gewissem Sinne zu den Rudimenten, insofern sie nicht mehr ursprüngliches, quellfrisches Gotteswort ist im Munde derer, die es zuerst sprachen. Was sie war, ist sie nicht mehr, ihr Leben ist erstarrt zur heiligen Unveränderlichkeit; aber gerade durch diese Heiligkeit hat sie neuen Einfluß auf die Menschenseelen gewonnen.

Auch die Gebete bekommen durch Alter einen gewissen Zauber, der sogar durch Unverständlichkeit erhöht werden kann. Dem Theodor von Mopsveste wurde übelgenommen, daß er es gewagt habe, an Stelle des von früher her überkommenen eucharistischen Hauptgebetes ein eigenes zu verfassen.

Schleiermacher sagt: die Liturgie soll nicht von heute sein, sondern von gestern und ehegestern.

Zu dem einst Lebendigen und Natürlichen, aber schon früh unbeweglich Gewordenen gehören auch gewisse kurze Formeln, die in den Gottesdiensten wiederkehren. So der Gruß und Gegengruß zwischen Gottesdienstleiter und Gemeinde. Der Orientale grüßt gern und gewichtig, mit wohlgesetzten Worten, zu denen er sich Zeit nimmt. Nichtgrüßen ist Mangel an Erziehung und schwere Ehrenkränkung. Diese Regel erkennen wir an der Ausnahme. Als Jesus seine Apostel zur Eile antrieb, sagte er: „Grüßt niemand auf der Straße!“ eine Paradoxie wie so viele seiner Worte. Und Elisa zu Gehasi: „Wenn dir jemand begegnet, so grüße ihn nicht, und grüßt dich jemand, so danke ihm nicht!“ Denn für dieses Danken gilt die Regel: beantworte den Gruß mit einem schöneren, überbiete den dir gebrachten Segenswunsch, gib ihn vermehrt zurück! Wir kennen den Gruß des Boas an seine Schnitter, den Gruß Jesu an seine Jünger: „Friede mit euch!“ und die ausführlicheren Briefgrüße des Paulus. Kam nun die feiernde Gemeinde zusammen, dann grüßte der Leiter: „Der Herr sei mit euch!“ Das konnte am Anfang geschehen, als im Wortgottesdienst noch der größere Kreis beisammen war, nach vollendeter Schriftlesung, es konnte aber auch geschehen bei Beginn der Eucharistie, dann bedeutete der Gruß: „Wir sind unter uns.“ Es spricht nun für die Ungezwungenheit des Gottesdienstes und für die Feierlichkeit zugleich, daß auch die Gemeinde ihren Vorsteher grüßte, und zwar nach jener Regel; sie darf nicht bloß sagen: „der Herr sei auch mit dir!“, sondern muß dieser (unausgesprochenen) Wiederholung die Vermehrung des Wunsches hinzufügen: „und mit deinem Geiste.“ Wir dürfen also nicht zu viel Gedankentiefe in dieser Erwiderung suchen. Gruß und Gegengruß sind nun durch Gewöhnung ein Petrefakt geworden, das auch uns vertraut geworden ist. Es kam auch bei der einfachen Liebesmahlzeit, der Agape, vor. Bei der feier-

licheren Eucharistie folgte darauf jenes „Erhebet die Herzen!“ mit der Antwort: „wir haben sie (nämlich: erhoben) zum Herrn“, mit dem Sinne: wir sind in der rechten innerlichen Bereitschaft, ähnlich unserm „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten.“ Dies beides verbunden, dazu die Fortsetzung: „Laßt uns dem Herrn danken“, Volk: „gerecht und würdig ist es“, genannt die Präfation (Vorrede), stand schon in ältester Zeit am Eingang der heiligen Handlung und steht jetzt noch in der Messe und in der lutherischen Liturgie, obwohl der Gruß keinen Sinn mehr hat, wenn schon Teile des Gottesdienstes vorangegangen sind, die mehr als Vorbereitung sind und in denen schon Gemeinde und Liturg zusammengewirkt haben. In der Messe kommt der Gruß sogar noch an den verschiedensten Stellen vor, z. B. wenn der Priester sich vom Altar wieder zur Gemeinde wendet. Alter und Ueberschätzung bewahrt dieses Rudiment vor Beseitigung.

Wir kennen in unserm Gottesdienst noch einen andern Gruß, der als Abschiedsgruß gegen Schluß, aber doch nicht ganz am Ende kommt: „Der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu“ (Phil. 4, 7). In der anglikanischen Abendmahlsfeier steht er unmittelbar vor dem Segen. Das ist ein Rest des altchristlichen Friedenskusses („Grüßet euch untereinander mit dem heiligen Kuß!“). Dieser stand ganz am Anfang der Feier und sollte die Teilnehmer miteinander versöhnen, es konnte ein ausdrückliches gegenseitiges Schuldbekennen und Vergeben damit verbunden sein. Es war ein wirklicher Kuß, den sich natürlich nur die Männer untereinander und die Frauen untereinander gaben. Wieder eine uns unverständliche südländische Ueberschwenglichkeit. In Rom scheint dieser Kuß schon früh an der späten Stelle der Liturgie gestanden zu haben mit der Bedeutung, daß der Kommunizierende das empfangene Heil durch die Berührung auch denen mitteilt, die nicht kommuniziert haben. Später kam er allerdings vor der Kommunion, aber nach dem Küssen

des Kelches, mit demselben Sinn. Jetzt küssen sich nur die Kleriker, und der Kuß ist zu einem Aneinanderlegen der linken Wangen geworden.

* * *

Haben wir in dem urchristlichen Wortgottesdienst ein Mittelding zwischen formstrengem synagogalen und geistig freierem Gottesdienst zu vermuten, so stehen wir sofort auf ganz anderem Boden bei der Frage nach dem Abendmahlgottesdienst. Der Vergleich müßte hier gezogen werden mit den Opferriten aller Religionen. Ob in der christlichen Eucharistie von Anfang an der Opfergedanke da war oder ob er erst später weitergestaltend hinzutrat und es sich bis dahin nur um ein Weihen von Brot und Wein, einen Segensspruch über ihnen handelt, nicht um eine Darbringung an Gott: hier befinden wir uns an derjenigen Stelle aller Religion, wo der Ritus herrscht. Opfer und Benediktion erfordern den Ritus, die religiöse Zeremonie, die in gewissem Verwandtschaftsverhältnis steht zu dem weltlichen Hofzeremoniell. Wenn bei den Zusammenkünften der Christen nach zwangloser Begrüßung oder nach der Wortverkündigung und etwaiger Entlassung der Nichtgetauften die Zeremonie beginnen sollte, dann erst strafften sich Herzen und Sinne. Denn nun wird der Unsichtbare gegenwärtig sein. Und wenn die Formel des Segens über Brot und Becher anfänglich so einfach wie möglich war und erst später reicher wurde, so ist doch immer der Ritus da. Erst von diesem rituellen Teil des Gottesdienstes aus bekam auch der Wortteil, als er, durch Voranstellung mit jenem vereinigt, eben nur noch ein Teil des Gesamten war, ebenfalls festere Gestalt, und zwar als christlicher, nun nicht mehr der Synagoge verpflichteter Gottesdienst. Aber noch heute ist in der römischen Messe der eigentlich rituelle Teil, der Canon missae, das feste, der einleitende Wortteil das verhältnismäßig bewegliche Element.

Aber das Abendmahl der ersten Christen war noch nicht die

heutige Messe und auch nicht unser Massenabendmahl in großen Stadtkirchen. Wir müssen uns vielmehr in einen kleinen, intimen Kreis versetzen, ähnlich wie bei den jüdischen Sabbat- oder Festmahlzeiten. Es ging traulich und feierlich zu. Später trat dazu das Mysteriös-Geheimnisvolle.

Trotz dieser verhältnismäßigen Festigkeit des Ritus und dessen ursprünglichen Einfachheit ist es sehr schwer, durch die späteren Aufzeichnungen viel reicherer Riten auf die ältesten Abendmahlsgebräuche zurückzudringen und von da wieder vorwärts den Entwicklungsgang bloßzulegen. Hier hat nun in neuester Zeit einer der hervorragendsten kirchengeschichtlichen und neutestamentlichen Forscher, HANS LIETZMANN, mit viel Zeit, Mühe und Scharfsinn eine Arbeit geleistet und in seinem Buche „Messe und Herrenmahl" (Bonn 1926) niedergelegt, deren Ergebnis uns unserem Ziele gewiß näherbringt, aber natürlich noch nicht die letzte Sicherheit geben kann und will. Es sei hier nachgezeichnet, nicht wie er durch Rückwärtsschließen hypothetisch auf den Anfang kam, sondern der Kürze wegen umgekehrt, wie er von diesem vermuteten Anfang her wieder vordringt, die Entwicklung konstruierend, zu dem schon bekannten Späteren. Ich referiere ohne eigenes Urteil, weil ich nur über den gegenwärtigen Stand der Forschung Auskunft geben will.

Wer diesen Untersuchungen nachgeht, erlebt Ueberraschungen. Sie zu bereiten, ist ja eine Lust des Forschers! Zunächst die Ueberraschung, daß die christliche Abendmahlsfeier nicht auf eine, sondern auf z w e i Wurzeln zurückgeht. Sie hat also von Anfang an in zwei verschiedenen Gestalten bestanden. Zu diesen beiden Urgestalten kommt LIETZMANN auf dem Wege über zwei Liturgien aus nicht allzu später Zeit, die von Ueberarbeitung und Erweiterung mit einiger Wahrscheinlichkeit zu reinigen sind. In ihnen erkennt er je eine spätere Entwicklungsstufe der beiden ursprünglichen Hauptgestalten. Von der Liturgie des Aegypters Serapion von Thmuis

um 360 tastet er über die Zwölfapostellehre (etwa 120—150) als Zwischenstufe zurück auf einen der beiden Urtypen, den Jerusalemer Typus. Von der Liturgie des Römers Hippolytus um 200 kommt er auf die andere Urgestalt, die der paulinischen Gemeinden. Ungewollt tritt hier der aus der ältesten Kirchengeschichte bekannte Gegensatz zwischen den Uraposteln und Paulus, Juden- und Heidenchristentum, zutage. Sehen wir aber, wie die paulinische Liturgieform sich im Osten und Westen gleicherweise verbreitet und schließlich allein den Platz behauptet, während die von Jerusalem sich nur in Aegypten und Aethiopien, möglicherweise auch noch in Karthago, jedenfalls aber nicht in Syrien, eine Zeitlang erhalten zu haben scheint, so ahnen wir, was Lietzmann nicht ausdrücklich sagt, an Stelle des uns ebenfalls, nur aus der späteren Geschichte geläufigen Gegensatzes zwischen Ost und West, Morgenland und Abendland, einen uns neuen, den zwischen Nord und Süd. Denn Paulus hat in Ost und West, aber nur nördlich des Mittelmeers missioniert und ist nicht in Afrika gewesen!

Wenden wir uns zuerst dem jerusalemischen Typus zu.

Wenn Jesus zu seinen Jüngern gesprochen hat: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen", so hat das den einfachen Menschen jener Zeit und jener Erdgegend viel mehr gesagt, als was wir mit unserem unverbesserlich auf das rein Geistige eingestellten Denken zu fühlen vermögen. Es war nicht eine bloß gedachte, empfundene oder gewünschte, sondern eine wirkliche, körperlich-unsichtbare Gegenwart. Den sichtbaren Jesus hatten sie oft in feierlicher Abendmahlzeit unter sich gehabt nach der Sitte irgendeines jüdischen Freundschaftsbundes, einer „Chabura". Als ihnen durch das Ostererlebnis das Weiterleben ihres Führers gewiß geworden war, da hatten sie ihn, unsichtbar, immer noch unter sich. Darum setzten sie die liebgewordene Lebensweise mit ihm fort und hielten weiter die Mahlzeiten ab, wobei

sie das Brot mit ihm brachen wie einst. Nicht sein letztes, das Todesmahl, feierten sie, sondern das alltägliche Essen und Trinken mit ihm, aber in der feierlicheren Form einer jüdischen Festmahlzeit. Da wurde zu Beginn ein Brot gesegnet, gebrochen und verteilt, dann folgte ein einfaches, zwangsloses Mahl und am Schluß für gewöhnlich n i c h t der Weinbecher und Weinsegen der jüdischen Sitte, weil man aus Armut nur Wasser trank. Aber das schlichte Mahl hatte eine fröhliche Weise, weil Er ja dabei war und in absehbarer Zeit nach seiner Verheißung auch sichtbar, bei seiner Wiederkunft, wieder unter ihnen sein würde. Als sich die Erfüllung dieser Enderwartung immer weiter hinausschob, mußte diese Stimmung beim Mahle, schließlich das Mahl selbst, sich verlieren. Aber noch in der Zwölfapostellehre am Schluß des Dankgebetes nach dem Essen heißt es: „Es komme Gnade und vergehe diese Welt, Hosianna dem Gott (!) Davids (das ist der Einzugsjubel!). Wer heilig ist, komme, wer nicht, tue Buße. Maran atha (d. h. entweder: „der Herr kommt“, oder: „er komme“); Amen.“

Weil aber jeder Ritus das Bestreben hat, sich aus erster Einfachheit immer reicher zu gestalten, nahm dieses Mahl, zuerst in der jüdischen Diaspora, unter hellenistischen Einflüssen, bald den Opfergedanken auf. Das Opfer soll die menschliche Sünde vor Gott sühnen, also aß man nun das Brot und trank den hinzugenommenen Segensbecher „zur Vergebung der Sünden“, nicht mehr eine bloß gesegnete, sondern eine durch opfernde Darbringung selbst geheiligte und den Genießenden heiligende Speise.

Das ist die vermutungsweise erschlossene jerusalemische Urgestalt der christlichen Eucharistie.

In den Gemeinden des Paulus kam man ebenfalls zu feierlichem Mahle zusammen; aber man wiederholte nicht das gewöhnliche Essen und Trinken mit dem Meister, sondern nur das eine, sein letztes Mahl. Es war das Mahl am Abend vor seinem Tode, wo Jesus das Brechen seines Leibes und Vergießen

seines Blutes gleichnishaft durch Brot und Wein abbildete und den neuen Bund an Stelle des alten mosaischen schloß. Paulus folgt hierbei einerseits einer Ueberlieferung, wie sie uns unabhängig auch in den Evangelien entgegentritt, die nur darin irren, daß sie jenes letzte Mahl als ein Passahmahl auffassen, während es ein gewöhnliches Freundschaftsmahl war, das erst durch die Worte Jesu für ihn und seine Jünger die hohe Bedeutung gewonnen hat; andererseits aber hat er dieser Ueberlieferung gegenüber etwas Eigenes, das er einer besonderen Offenbarung des erhöhten Herrn an ihn zuschreibt („ich habe es von dem Herrn empfangen"), daß d i e s e s Mahl m i t dieser Bedeutung wiederholt werden soll: „das tut zu meinem Gedächtnis!", und darin ein besonderer Segen den Gemeinden geschenkt werden soll. So wird dieses Mahl nicht zu einem Erinnerungsmahl an Jesus überhaupt, sondern an den sterbenden, den leidenden Jesus und an das durch seinen Tod gebrachte Heil, also ein Totenmahl in einem höheren Sinne, als es die Gedächtnismahle an Tote waren, die es auch sonst gab in der diese Gemeinden umgebenden Welt. Dem Gedächtnis an Jesu Passion und Heilstod fügte sich von selbst hinzu das Gedenken seiner Auferstehung und die Erwartung seiner Wiederkunft. Dies ist also der paulinischen Feier mit der nach der Jerusalemer Art gemeinsam. Es kann sein, daß letztere vorübergehend auch in einer paulinischen Gemeinde Fuß gefaßt hat, nämlich in Korinth, und daß Paulus sich dort für s e i n e Feier hat wehren müssen. Zuletzt aber hat diese den Sieg davongetragen, zu allerletzt auch in Afrika; man kann erkennen, wie die E i n s e t z u n g s w o r t e des Abendmahls, auf die naturgemäß nur die paulinische Erinnerungsfeier Gewicht legt, im Süden in die anders gemeinte Feier nachträglich eingedrungen sind. So verschwand denn tatsächlich die schlichtere Feier des Judenchristentums nach und nach mit diesem selbst, und die heidenchristliche überwucherte auch die Reste jener in Afrika, namentlich von Syrien aus.

Auch die von Paulus gewollte Feier verschloß sich dem Opfergedanken nicht. Paulus selbst schon vergleicht sie als christliche Opfermahlzeit mit den heidnischen und gewinnt aus ihnen für jene den Sinn: mystische Einigung mit der gefeierten Gottheit, die Teilnehmer werden erfüllt mit göttlich-übermenschlichen Kräften, mit dem „heiligen Geist".

Welche von diesen beiden Feiern die erhebendere gewesen sei, wer will es sagen!

Hatte nun bei dem Gemeinschaftsmahl nach beiden Arten der eucharistische Teil, das Segnen und Genießen von besonderem Brot und Wein, ob nun dabei an den todgeweihten Leib des Erlösers gedacht wurde oder nicht, immer größere Bedeutung und reichere Ausgestaltung erhalten, so ergibt sich von selbst, daß die beiden Segnungen zusammengelegt wurden und auch der Kelch nicht mehr „nach dem Abendmahl", sondern am Eingang mit dem Brot zusammen gereicht ward. Dann wurde mit e i n e m Gebet statt mit zweien für beides gedankt. So steht nun am Anfang der Mahlzeit eine sich immer mehr von dieser abhebende Feier da, die, weil mit dem Dank beginnend (griechisch „eucharistumen"), die E u c h a r i s t i e heißt. Mit der immer längeren Ausdehnung des einleitenden Eucharistiegebetes trennt sich diese Feier endlich ganz von dem Mahl. Die Gemeinde wurde ja immer größer und konnte schon aus räumlichen Gründen bald nicht mehr den Gottesdienst mit einem Mahle aller begehen. So standen als Ergebnis dieser Trennung zwei Feiern da. Die eine, weiterhin abends gehalten, war die „Agape", das Liebesmahl, dessen Tischgebete zur ersten einfachen Form zurückkehrten. Es war wirklich ein „Liebesmahl", denn es diente der Speisung der Dürftigen. Als schon größere Kirchen dastanden, wurde dieses Mahl noch anfangs in ihnen geduldet, dann aus ihnen fortgewiesen in den ursprünglichen Privatraum, in dem alle christlichen Gottesdienste begonnen hatten, und verschwand nach und nach ganz.

Und was geschah mit der freigewordenen Eucharistie? Sie

wurde auf den Morgen verlegt und mit dem Wortgottesdienst verbunden, der nach dem Vorbild der Synagoge immer morgens gewesen war. Vielleicht spielte dabei ein vorchristliches Gefühl mit: das Opfer gehört an den frühen Morgen. So verbunden schildert den Doppelgottesdienst schon Justin der Märtyrer um 150. Die Tageszeiten spielten in dem religiösen Empfinden eine Rolle, wie wir bei unserer Entfernung von der Naturreligion sie uns nicht mehr vorstellen können. Das älteste Christentum war vielleicht noch mehr Naturreligion als wir annehmen möchten. Baute man doch die Kirchen mit dem Altarraum gegen Sonnenaufgang, um beim Gebet dorthin zu schauen; noch in später Zeit mußten die Gläubigen gemahnt werden, vor Betreten der Kirche auf die Bilder am Eingang zu schauen, nicht zur aufgehenden Sonne hin und diese anzubeten. Bei der Taufe aber mußten die neuen Christen zuerst nach Westen schauen und mit geballter Faust dem Reiche der Finsternis absagen, dann nach Osten die Hände ausstrecken, wo das Paradies liegen mußte und von wo alles Heil kommen sollte.

Nach der Vereinigung des Wortgottesdienstes mit der Eucharistie hat nicht nur jener von dieser eine größere zeremonielle Feierlichkeit empfangen, auch diese hat von jenem etwas empfangen. Es war ein Stück, das noch zur Zeit des sagenhaften römischen Bischofs Clemens, dem ein Brief der römischen Gemeinde an die in Korinth am Ende des ersten Jahrhunderts zugeschrieben wird — schon damals ein Versuch Roms, andere Gemeinden durch gottesdienstliche Anweisungen zu bevormunden! — zum Wortgottesdienst gehörte, nun aber seinen Platz wechselte. Dieses Stück ist eine Verbindung zweier alttestamentlichen Stellen, Daniel 7, 10: „Zehntausendmal zehntausend standen vor ihm, und tausendmal tausend dienten ihm“ und Jesaja 6,3: „und riefen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll“, das Dreimalheilig, lateinisch Tersanctus oder einfach Sanctus, griechisch Trishagion. Das wurde nun in das Dankgebet der Eucharistie

eingefügt. Dieses Gebet sprach, anfangs kurz, dann immer wortreicher den Dank aus für das, was Gott den Gläubigen in seinem Sohn Christus geschenkt hat. Also ein Lobpreis Christi, hymnenartig, in Gott anredender Gebetsform. So finden wir es noch bei jener klassischen Form des weiterentwickelten paulinischen Typus, bei Hippolyt. Dort fehlt noch etwas, was sonst überall eingedrungen ist und sich vor den Christus preisenden Eucharistiehymnus gestellt hat: ein Lobpreis nicht Christi, sondern Gottes in alttestamentlicher Weise, beginnend mit dem Preise des Schöpfers nach Art des schönen Schöpfungspsalms 104, fortgesetzt durch eine anbetende Schilderung der Führung des Volkes Israel, etwa an Psalm 105 erinnernd. Das ist unbestreitbar jüdisch-synagogales Gut. Und dieses Gebet mündete nun aus in das „Heilig, heilig, heilig", den Engelsgesang, das Cherubikon genannt. Denn der Kult der Menschen auf Erden sollte ein Abbild des Kultes der Engel im Himmel sein, Erd- und Himmelsbewohner loben Gott mit vereinten Stimmen. Daher stammt also das Dreimalheilig, das im Gottesdienst der gesamten Christenheit seither zu den wichtigsten Bestandteilen zählt.

Nach dem Sanctus pries die christliche Gemeinde in der Fortsetzung des Lobgebetes, die eigentlich der ältere Teil ist, nun erst ihren göttlichen Heros, den Gekreuzigten und Auferstandenen, dankte für sein Heilswerk, das er vollendet habe durch sein heiliges Mahl. Demnach schließen sich die Einsetzungsworte an, und an sie, gemäß der letzten Aufforderung: „das tut zu meinem Gedächtnis", ein nochmaliges kurzes Gedenken Christi, beginnend mit „also gedenken wir", griechisch die Anamnese, d. h. das Gedenken, genannt. Daran schließt sich, nicht streng logisch und organisch, aber durch die damaligen Vorstellungen erklärlich, die opfernde Darbringung des Brotes und Weines. Und nun die Kommunion. Vorher noch das Unservater, das Herrengebet. Dieses sollte nach der Zwölfapostellehre dreimal täglich gebetet werden, es wurde auch auf Amulette geschrieben, sein Gebrauch ging also über den kul-

tischen weit hinaus. Wie das Amen, so stammt auch die Doxologie: „denn dein ist das Reich usw." aus synagogalem Brauch. Man schloß auch andere kultische Gebete mit diesen oder ähnlichen Worten; in den ältesten Liturgien außer der genannten und in den alten Handschriften der Evangelien bis zum 8. Jahrhundert ist gerade das Unservater n i c h t mit der Doxologie verbunden.

Vor der Kommunion erschallen auch noch feierliche Rufe. „Keiner wider den andern, keiner in Heuchelei!" „Das Heilige den Heiligen!" erinnernd an das Wort aus Matthäus: „Ihr sollt das Heilige nicht den Hunden geben."

Zu der vorangehenden Darbringung gehört nun aber noch ein wichtiges Stück: die E p i k l e s e, d. h. Anrufung: auf die Elemente, Brot und Wein, als auf die Opfergaben, wurde der Heilige Geist herabgebeten, daß er die Gaben heilige und durch ihren Genuß die Geber. Später wurde diese feinere Auffassung verdrängt durch die gröbere einer tatsächlichen Verwandlung. Noch bezeichnet den Augenblick der geheimnisvollen Wandlung in den Kirchen des Ostens die Epiklese, im Westen dagegen die leise — damit die Magie nicht gestört wird! — gesprochenen Einsetzungsworte, die hier die Epiklese verdrängten.

Das sind die Teile der Eucharistiefeier, die nun in den Liturgien aller christlichen Kirchen des Altertums beständig wiederkehren, teils weitergebildet, teils verkümmert. Von dem Fürbittgebet soll später die Rede sein.

Für uns besonders anziehend ist das einleitende große Dank- und Weihegebet, sowohl in seinem allgemein-religiösen, Gott preisenden, wie in seinem eigentlich christlichen, Christus verherrlichenden Teil. Der Lobpreis Gottes mußte nicht durchaus aus dem Material der Synagoge und des Alten Testamentes bestritten werden. Serapion von Thmuis hat offenbar ein eigenes Lobgebet verfaßt mit Gedanken aus der theologischen Philosophie der griechischen Kirchenväter:

„Wir loben dich, ungeborener Gott, Unergründlicher, Unbeschreiblicher, allen geborenen Wesen Unerkennbarer!

Wir loben dich, der erkannt wurde von dem eingebornen Sohn, durch ihn verkündigt und ausgelegt und zu erkennen gegeben der geborenen Natur!

Wir loben dich, der den Sohn kennt und den Heiligen die Glaubenslehren über ihn offenbart, der erkannt wird von dem Logos, der aus ihm geboren, und sichtbar und erklärbar wird den Heiligen!

Wir loben dich, unsichtbarer Vater, den Spender der Unsterblichkeit! Du bist die Quelle des Lebens, die Quelle des Lichtes, die Quelle aller Gnade und aller Wahrheit, Freund der Menschen, Freund der Armen, der sich mit allen versöhnt und alle zu sich zieht durch die Menschwerdung seines geliebten Sohnes!

Wir bitten dich, mach uns zu lebendigen Menschen! Gib uns den Lichtgeist, daß wir dich, den Wahrhaftigen, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen! Gib uns heiligen Geist, daß wir aussagen und aussprechen können deine unaussprechlichen Mysterien! Es rede in uns der Herr, Jesus, und der Heilige Geist und singe dir durch uns!

Denn du bist über allen Fürstentümern, Gewalt, Macht, Herrschaft und jedem Namen, der genannt wird nicht nur in dieser, sondern auch in der künftigen Welt. Dir zur Seite stehen tausendmal tausend und zehntausendmal zehntausend Engel, Erzengel, Throne, Herrschaften, Gewalten und Mächte; dir zur Seite die beiden teuerwerten Seraphim, sechsflügelig; mit zwei Flügeln verdecken sie das Gesicht, mit zweien die Füße, mit zweien fliegen sie und lobpreisen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, voll sind Himmel und Erde deiner Herrlichkeit."

In welcher Kirche kann heute noch in solchen Tönen Gott gepriesen werden! Wie sehr ist unser Gebetston ein anderer geworden! Das Sündengewimmer so vieler heutiger Gebete und Lieder kennt die männlicher gestimmte Urkirche noch nicht.

An das letzte „Erfüllt sind Himmel und Erde von deiner Ehre" fügt eine Liturgie sofort die Epiklese: „darum erfülle auch uns nun mit deinem heiligen Geiste!" Anderswo wurde es zur festen Formel, die noch heute überall gilt, an das Dreimalheilig eine weitere Stelle der Bibel anzufügen: das zugleich alt- und neutestamentliche, hier christlich gedeutete „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn", das Benedictus mit Hosianna, wobei sowohl die Erwartung der endgültigen Wiederkunft Christi untergelegt werden kann wie die kräftigere Vorstellung: jetzt kommt er, jetzt im Kultus.

Mit den „unsagbaren Mysterien“ ist im Gebet des Serapion gemeint das Abendmahl, das Sakrament. Es sei hier bemerkt, daß die Vulgata, die offizielle lateinische Bibelübersetzung, an einer Reihe von Stellen des Neuen Testaments das griechische „mysterion“, „Geheimnis“, mit „sacramentum“ wiedergibt! Das eucharistische Sakrament ist ein Mysterium. Die Einwohnung des göttlichen Geistes öffnet dem Mysten, dem durch die Taufe Eingeweihten, die Augen, daß er im Abendmahl das Unsichtbare sehen, das Unaussprechliche sagen kann. „Niemand kann Jesum einen Herrn heißen ohne durch den Heiligen Geist.“

Wundervolle Hymnen enthält vollends der zweite Teil des einleitenden Eucharistiegebetes, der Lobpreis Christi. Welcher heutige Kult darf sich noch in solch herrlichen Paradoxien ergehen wie den folgenden:

„Gefallen hat es dem Schöpfer des Menschen, Mensch zu werden,
Dem Gesetzgeber, sich zu beugen unter das Gesetz;
Der Hohepriester ward zum Opfer, der Hirt zum Schaf;
Geboren ward im Schoß der Jungfrau, der alle Geborenen gebildet hat;
Ins Körperliche trat der Unkörperliche,
Der zeitlos Gezeugte ward gezeugt in der Zeit,
Gerichtet ward der Richter,
Verurteilt der Retter,
Gekreuzigt, der nicht leiden kann,
Es starb der von Natur Unsterbliche,
Begraben ward der Lebenbringer.“

Man vermutet, daß diese mythologischen Lobpreisungen Christi, seiner Menschwerdung, Passion, Kreuzigung, Niederfahrt in die Unterwelt, Auferstehung, Himmelfahrt und Wiederkunft, die Wurzel des zweiten Artikels der bekannten Glaubensbekenntnisse seien. Und LIETZMANN und andere ahnen, daß schon die berühmte Stelle aus dem Philipperbrief des Paulus:

„Christus, ob er wohl in göttlicher Gestalt war,
Hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich sein,
Sondern entäußerte sich selbst
Und nahm Knechtsgestalt an,

Ward gleich wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden;
Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam
Bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz.
Darum hat ihn auch Gott erhöht
Und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist,
Daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind,
Und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters."

ein solcher Hymnus gewesen sei, den Paulus selbst bei seinen eucharistischen Gemeindefeiern gesprochen haben könnte, der aber vielleicht auch von ihm schon vorgefunden sei! Ebenso die Stelle im ersten Timotheusbrief:

„Gott ist geoffenbart im Fleisch,
Gerechtfertigt im Geist,
Erschienen den Engeln,
Gepredigt den Heiden,
Geglaubt von der Welt,
Aufgenommen in die Herrlichkeit."

Hier z. B. ist das „kündlich große, gottselige Mysterium" mit „sacramentum" übersetzt!

* * *

Dieses Auftauchen von Kultusstücken im Neuen Testament macht uns nachdenklich. Es ist demnach nicht so, daß zuerst aus der mündlichen Verkündigung des Evangeliums das älteste christliche Schrifttum geworden sei und danach die Gemeinden nach den Lehren dieses Schrifttums und aus Bausteinen, die aus ihm gewonnen wurden, ihren Gottesdienst errichtet hätten. Die Reihenfolge ist vielmehr: zuerst war der Kultus da, dann das heilige Schrifttum. Das Schrifttum hat aus dem Kultus genommen, nicht der Kultus aus dem Schrifttum. Das junge Christentum hat sich demnach schon sehr früh seinen eigenen Kultus geschaffen, teils aus herkömmlichen Stücken von der jüdischen Mutterreligion, teils aus eigenen christlichen Gebeten, Formeln und Liedern. Und die entstehenden neutestament-

lichen Schriften konnten nun diese liturgischen Stücke benutzen, ihre Verfasser standen bereits unter dem Eindruck ihnen geläufiger gottesdienstlicher Gebräuche. So wird nun geargwöhnt — eine eigene Meinung darüber wage ich nicht auszusprechen — daß allerwichtigste Stellen des Neuen Testaments ihren Wortlaut durch die Einwirkung des Kultus erhalten haben. Das Unservatergebet hat zum mindesten die Doxologie hinzubekommen. Der Engelsgesang in der heiligen Nacht: „Ehre sei Gott in der Höhe“ kann einen Gesang des irdischen Kultes wiedergeben. Und in der Abendmahlserzählung könnte das „Dies tut zu meinem Gedächtnis“ eine dem eucharistischen Kultus entnommene Hinzufügung sein. Ja, LIETZMANN gibt, wenn auch ungern, eine ganz entfernte Möglichkeit zu, daß nur das Brotbrechen das Ursprüngliche gewesen, der Weinspruch dagegen der kultischen Symmetrie wegen hinzugesetzt sei.

Eine einfache Ueberlegung, bei der wir uns vor Hemmungen durch konservative Gefühle nicht fürchten dürfen, führt uns noch weiter. Gab es vor der Entstehung der neutestamentlichen Schriften, und erst recht vor ihrer Zusammenstellung und dem endgültigen Abschluß des aus ihnen gebildeten Buches, schon ein Christentum, das kräftig genug war, aus sich selbst einen eigenen Kultus zu erzeugen, dann ist es durchaus nicht selbstverständlich, daß dieses gesamte Christentum seinen Niederschlag in dem Buche gefunden habe, so daß Christentum und Neues Testament sich gedeckt hätten! Wohl aber hat dieses gesamte Urchristentum sich überall seinen Kult geschaffen, Kult und Christentum decken sich. Folglich stellt der Kultus das ganze anfängliche Christentum in umfassenderer Breite dar als das heilige Schrifttum, soweit es in dem Buch enthalten ist; wir wissen ja freilich nicht, wieviel außerbiblisches Schrifttum einst vorhanden war und durch die spätere Abgrenzung des einzig rechtmäßigen abgestoßen und dadurch zum Verlorengehen verurteilt wurde. In jedem Fall aber wird es so sein, daß das Christentum, an einem unansehnlichen Ort der Welt ent-

sprungen, sich überraschend schnell in breitestem Strome über die Länder ergoß und daß erst viel später dieser Strom reguliert, in ein enges Bett eingeklemmt wurde. Was außerhalb dieses Bettes noch flutete, mußte schließlich versanden. Wie die Konzilsbeschlüsse und Bekenntnisse zeigen, ist überhaupt die ältere Kirchengeschichte ein dauerndes Sichselbsteindämmen, Sichbegrenzen und Abstoßen „unechten" Christentums gewesen. Besäßen wir als Quelle für ältestes Christentum allein das Neue Testament, so hätten wir von all dem übrigen, was doch ebenfalls als Christentum sein Leben führte, keine Ahnung. Die kultischen Ueberlieferungen, soweit wir sie durch Rückschluß noch zu erkennen vermögen, haben uns etwas davon erhalten. Wären die alten Liturgien alle aufgezeichnet in unsern Händen, so sähen wir deutlich die ganze Breite des Christentums jener ersten Zeit.

Eine Bestätigung dieser ohnehin gewiß nicht allzu kühnen Vermutung erblicke ich in dem Hinweis Lietzmanns darauf, daß nicht etwa die ältesten Liturgien noch am meisten biblisch waren, die späteren durch fremde Materien überwuchert wurden, sondern umgekehrt die früheren sich noch verhältnismäßig frei von dem uns bekannten heiligen Schrifttum bewegten, die späteren dagegen sich als biblisch bereinigt erweisen. Der Wortlaut wird biblisch genauer, die biblischen Formeln werden vermehrt, die außerbiblischen vermindert.

So finden wir neben dem Dreimalheilig der Bibel in alten Liturgien ein nicht in der Bibel, weder Alten noch Neuen Testaments, vorkommendes, also frei geschaffenes, das nicht minder wuchtig klingt:

„Heiliger Gott!
Heiliger Starker!
Heiliger Unsterblicher!"

Damit wurde nicht der Schöpfungsgott, sondern Christus von den Seinen jubelnd begrüßt. Ich erinnere ferner noch einmal an das schon verlesene Weihegebet des Serapion, das außer

biblischem und sonstig christlichem Material sogar heidnisches aus der großen Religionsmischung jener Jahrhunderte vor und nach Christus zeigt, nämlich aus dem Poimandres, der wichtigsten der mystischen Schriften der Aegypter, die man auf den alten Mondgott, späteren Kulturgott Thoth, von den Griechen Hermes Trismegistos genannt, zurückführte. Hier finden wir uns wieder in Afrika. Hat südlich des Mittelmeers noch eine Zeitlang ein außerbiblisches Christentum bestanden? Paulus war dort nicht gewesen, und die neutestamentlichen Schriften lassen von den verschiedenen in ihnen zugelassenen Typen des Christentums am stärksten den des Paulus hervortreten. Wir spüren es ja noch aus seinen Briefen, mit welcher Leidenschaft er jeden anderen Typus bekämpfte auf Tod und Leben: „Wenn ein Engel vom Himmel euch anders würde Evangelium predigen, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht!“ Hat Paulus mehr, als wir erkennen können, das Christentum nördlich des Meeres beherrscht, ja tyrannisiert und ihm die Richtung gegeben, aus der nachher das anerkannte Buch und überhaupt die charakteristische Gestaltung der späteren Kirche herauswachsen mußte? Wir sehen seine Auseinandersetzungen mit dem Christentum der Urgemeinde nur mit seinen Augen — wer weiß, wie uns das alles erscheinen würde, kennten wir die Auffassung z. B. des Petrus authentisch! Das originalste Christentum ist uns nicht erhalten, denn selbst die Evangelien stehen anscheinend der paulinischen Auffassung mindestens nahe und stellen die Urapostel als die hin, die Jesus nicht verstanden haben.

Aus Afrika, aus Alexandrien kam auch jener Apollos, von dem wir nicht viel wissen, der durch sein Erscheinen in Korinth eine Spaltung hervorrief zwischen seinen und des Paulus Anhängern, wozu auch Anhänger des Petrus kamen, also vermutlich Judenchristen von der Art, wie er sie im Galaterbrief verflucht. Persönlich verstand und vertrug sich zwar Paulus mit Apollos, diesem seinem Konkurrenten, dessen ägyptischer Bil-

dung er sich nicht gewachsen fühlte, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß die berichtete Belehrung des Apollos durch Aquila und Priscilla ein gewisses Herüberziehen in die Sphäre der paulinischen Christentumsgestaltung bedeutete. Paulus, der große Mensch mit den großen Widersprüchen, konnte ja über solche konkurrierenden Verkündigungen auch groß- und weitherzig denken, wenigstens in höherem Alter, wenn er an die Philipper schreibt: „Daß nur Christus verkündigt werde allerleiweise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit, so freue ich mich doch darin und will mich auch freuen.“ Auch Luther ist im Alter milder geworden.

* * *

Mögen diese Vermutungen auf noch so schwachen Füßen stehen, so haben wir doch nunmehr die Freiheit gewonnen, die Grenze zwischen christlich und unchristlich weiter zu ziehen, als es unser Gefühl bisher erlaubte. Christlich und biblisch ist nicht eins. Wo also soll die Grenze gegen das Heidnische laufen? Da, wo nach außen hin das Christliche oder da, wo nach innen das Heidnische aufhört?

So vorbereitet lassen wir uns noch von einem andern Forscher auf anderen Wegen in das gleiche dunkle Labyrinth des urchristlichen Gottesdienstes führen. Es ist der kürzlich verstorbene Schwede Gillis P:son Wetter. Er schrieb: „Altchristliche Liturgien“ I (1921): „Das christliche Mysterium“, II (1922): „Das christliche Opfer“. Ebenfalls nicht ein leicht hingeworfenes Werk, sondern eine Riesenleistung im Werte einer Lebensarbeit. Seine Ergebnisse sind ganz andere als die Lietzmanns, aber ebenso hypothetisch. Auch sie sollen ohne Kritik vorgeführt werden. Schon die beiden Buchtitel lassen erraten, daß Wetter das Leben des altchristlichen Kultus in nahe Parallele stellt mit kultischen Begriffen, wie sie auch anderen Religionen bekannt sind, ja die wir eher anderswo suchen würden als gerade im Christentum; denn sowohl „My-

sterium“ wie „Opfer“ klingt zu allererst heidnisch. Einen Augenblick wollen wir uns der Erinnerung nicht verschließen, daß das klassische Land der Mysterien wiederum — Aegypten ist! Ebenso, daß das griechische „mysterion“ über das lateinische „sacramentum“ auf das christliche Abendmahl weist. Um der Vorstellungs- und Stimmungswelt der Mysterien näherzukommen, möge man an die kultischen Gebräuche der heutigen Freimaurer denken, sowie an die „Zauberflöte“, die in Altägypten spielt und deren Dichter Schikaneder und Komponist Mozart Freimaurer waren. Reitzenstein, der über die hellenistischen Mysterienreligionen geschrieben hat, bemüht sich um den Nachweis, wie stark nicht erst das christlich gewordene, sondern schon das noch heidnische Mysterium die Sprache der Bibel, und zwar nun freilich besonders gerade die des Paulus, beeinflußt habe; wir stoßen auf wörtliche Uebereinstimmungen da, wo wir ganz echt christlichen Besitz zu haben glaubten, und sind etwas schmerzlich enttäuscht, müssen aber begreifen, daß diese Gedanken und Begriffe damals derart verbreitet waren — die „Mysterien“ waren längst keine Geheimnisse mehr! —, daß sie gewissermaßen in der Luft lagen, und sich davon freizuhalten einfach menschenunmöglich gewesen wäre.

Auch das heidnische Mysterium kommt der Sehnsucht des Menschen nach Erlösung entgegen. In ihm vollzieht sich unter lauter Symbolen, die nur der Myste, der Eingeweihte, versteht, und unter geheimnisvollen Handlungen irgendwie eine Erhebung des Menschen ins Uebermenschliche, eine Art von Vergottung, von Einswerden mit dem Mysteriengott. Bei dieser Lösung vom Menschlich-Sündigen und Sterblichen und Verbindung mit der Ueberwelt des Gottes spielen Taufe, also Reinigung, heilige Mahlzeiten, ja geschlechtliche Zeremonien, aber auch bloßes Schauen und Hören eine Rolle. Ursprünglich besteht das Wesen des Mysteriums in einer Art Drama, worin die Geschichte des Gottes als Heilsgeschichte, etwa das Leiden, Sterben und Auferstehen des Osiris, dargestellt, aufgeführt wird,

aber nicht bloß als Erinnerungsfeier zur lediglich geistigen Erbauung, sondern zur Erzielung eines gegenwärtigen Erlebnisses; der Eingeweihte wird selbst mit in dieses Geschehen hineingezogen, er erlebt nicht bloß den geistigen Eindruck, sondern ein tatsächliches Mitsterben und -auferstehen; ja, er wird mit seinem Gotte identisch.

Reitzenstein beobachtet nun ein zunehmendes Verblassen der kräftigen Farben durch das Zurücktreten der oft rohen äußerlichen Handlung. Das bedeutet eine zunehmende Vergeistigung, in derselben Linie, in der schon vor dem Christentum, im palästinensischen und namentlich im hellenistischen Judentum das Opfer vergeistigt worden war zum Gebets- und Gesangsopfer. Eine Vergeistigung, denn das mystische Schauen, das Erblicken des Uebersinnlichen hinter dem äußerlichen Zeichen oder Geschehen, wird nunmehr zu dem noch feineren Hören des Heilsereignisses aus den Worten des Hymnus, der dieses Heilsereignis preist. Es scheint nun, daß das Eintreten des jungen Christentums in die mysterienerfüllte Luft der damaligen Religiosität schon diese Vergeistigung antraf und sich als Religion der höheren Geistigkeit und Sittlichkeit auch eher darin zurechtfinden konnte.

Und nun erinnern wir uns wieder an jene eucharistischen Hochgebete, die man vor Wetter wirklich nur als hymnischen Lobpreis, als Dankgebet zur Einleitung der Abendmahlsfeier ansah. Wetter findet in ihnen viel mehr, nämlich nichts Geringeres als das „christliche Mysteriendrama“. Denn durch die Befähigung des Getauften, also Geweihten, der außerdem durch die „Mystagogie“, die vorangehende Belehrung — Wetter führt solche christlichen Mystagogien an — noch besonders vorbereitet wird, zum „liturgischen Sehen“ und Hören erlebt er das, was gesungen wird, an sich selbst, er sieht Christus bei ihm zu Tisch sitzen, nachdem er ihn hat einziehen sehen, er begrüßt ihn zusammen mit den Engeln durch das Cherubikon, das jüdische oder das christliche Dreimalheilig, er leidet

mit Christus, ja als Christus, stirbt mit ihm, steht mit ihm vom Tode auf, fährt mit ihm zur Unterwelt hinab und zum Himmel empor. Man hört sogar die Schreckensrufe des überwundenen Todes: „Wer ist das, der mich überwindet?“ Ein scheinbar nur gesprochenes und gesungenes, dabei aber innerlich geschautes Drama. Aus Ekstase kommt es und Ekstase will es erzeugen. Als das nicht mehr so erlebt wurde, da ist das Weihegebet nach und nach verkümmert und zuletzt aus dem Kultus verschwunden.

Ein gewaltiger Triumph geht durch dieses Erlebnis. Wer nicht an Christus glaubt, kann sich nicht zu so hohen Vorstellungen und Wirklichkeiten versteigen, muß also fern bleiben, die noch nicht Getauften müssen vorher den Kultraum verlassen. Der Glaubende und Sehende aber empfindet nun den Tod Christi ganz anders als wir Heutigen, wir kühlen, mehr denkenden als schauenden Nordländer. Vor allem war damals die Sentimentalität noch nicht eingerissen, wie wir sie aus der katholischen und protestantisch-pietistischen Passionslyrik, namentlich seit Bernhard von Clairveaux und Paul Gerhardt, kennen und von der unser Christuskult unentrinnbar beherrscht ist: das empfindsame, tränen- und seufzerreiche Bedauern des Dorngekrönten, Gegeißelten, Verhöhnten am Kreuze, wobei das Bedauern des Gekreuzigten bald in ein zerknirschtes Sichselbstbedauern des Davorstehenden übergeht: ich habe es verschuldet, erbarme dich mein! Das sind lebendig warme, tief religiöse Empfindungen, aber die des Urchristentums waren es nicht. Der Gekreuzigte wurde auch noch nicht abgebildet, um solche Gefühle an seinem Bilde weiden zu können. Das Einzige, was man wirklich sah, war ein Kreuz, ein nacktes Kreuz ohne den Gekreuzigten, das stand hinten in der Apsis des Kultraumes. Wetter vermutet aus allerdings sehr dürftigen Andeutungen, daß anfangs diese Apsis durch einen Vorhang verhüllt war, der im Augenblick, wo das Mysterium tremendum beginnen sollte, weggezogen wurde. Ist das der Bühnenvorhang des Theaters

oder der Vorhang vor dem Allerheiligsten der Stiftshütte? Auch bei den Christen hieß dieser Raum der „unbetretbare“. Dann sah die Gemeinde das Kreuz und brach nicht etwa in Weinen aus, obwohl beim Südländer die Tränendrüsen leicht überfließen, sondern in den Jubelhymnus. Denn das Kreuz ist das Zeichen des Sieges; er hat gesiegt, wir haben gesiegt!

So war also doch etwas Sinnenfälliges da. Und auch die dramatischen Vorgänge des Mysteriums spielten immer noch in den christlichen Kult herein. Wir nördlichen Abendländer kleiden ja unser religiöses Gefühl in verstandesmäßig zu durchdenkende Dogmen. Das Sinnbildliche der kultischen Handlung, ja der kleinsten Bewegung und Formel, ist uns zu gering, um das religiöse Gefühl dadurch entflammen zu lassen. Im Osten aber gilt noch heute das Symbol. Ich erinnere nur kurz an die Messe der orthodoxen Kirche, die immer noch ein Mysteriendrama ist. Im Abendgottesdienst wird dort die Zeit von der Weltschöpfung bis zum Kommen Jesu aufgeführt, das ist also der erste, alttestamentliche Teil jenes alten eucharistischen Gebetes. Wenn der Diakon durch die Bilderwand in die Kirche tritt mit einer Kerze, so bedeutet das: es werde Licht! Der Presbyter kommt, das Rauchfaß schwingend, das ist der Geist Gottes. Beide gehn zurück und machen die Tür hinter sich zu: die Schließung des Paradieses. Der Chor singt: Herr, erbarme dich: der Hilferuf der gefallenen Menschen. Die Erlösung naht, der Presbyter kommt durch die nördliche Tür als der in Niedrigkeit erscheinende Christus, der Diakon als Johannes der Täufer geht vor ihm her, der Chor singt das „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher!“ Der Frühgottesdienst führt das Erscheinen Christi genauer auf, beginnend mit seiner Geburt, ein weihnachtlich gestimmter Gottesdienst in der noch dunklen Kirche das ganze Jahr hindurch, der erste Teil des Hauptgottesdienstes Christi Lehrtätigkeit und der andere, der Hauptteil, die eigentliche Gläubigenmesse, die Passion und was folgt. Ganz zuletzt zeigt beim Verlassen des Kirchenraumes der

Priester die heiligen Gefäße noch einmal dem Volke, er hebt sie hoch empor: das ist die Himmelfahrt.

In dieser Weise faßt WETTER schon den ältesten christlichen Gottesdienst im Osten und Westen, Süden und Norden auf, nur daß dabei ein viel mehr erregtes, leidenschaftlich mitmachendes, viel eindringender schauendes, hörendes, erlebendes und schaffendes Fühlen anzunehmen ist als heute. Die Kleriker ziehen in die Kirche ein, rufende und jubelnde Hymnen des Volkes begrüßen in ihnen den Kultgott selbst, Christus, „der da kommt im Namen des Herrn“, der Sonnenheld, „wie ein Bräutigam aus seiner Kammer (Psalm 19)“. Er kommt mit den himmlischen Heerscharen zum Gastmahl mit den Seinen auf Erden. Wie soll ich dich empfangen? Mit zitternder Furcht. Das mysterium tremendum! Wie in den heidnischen Spielen fordert ein Kleriker die Gemeinde auf zu dieser heiligen Furcht, diesem Sichbereithalten in ehrfürchtigem Schauern, ehe der Vorhang sich öffnet. Die Gemeinde, immer noch besorgt, unwürdig zu sein des Bevorstehenden, heiligt sich durch sündenbekennendes Gebet. Und nun das Spiel, nicht der Phantasie, sondern einer göttlichen Wirklichkeit, die in jeder Kulthandlung da ist, die jedoch der gewöhnliche Mensch höchstens mit den Augen des Herzens schauen kann, der Begnadete aber sieht sie mit den leiblichen Augen, durch das Charisma, die Gnadengabe, des liturgischen Schauens. Christus, der Starke, kommt zum Leiden und Kreuz, zum Kampf mit Tod und Teufel und zum siegenden Empordringen. Er vernichtet Scheol oder Hades, die hebräische oder griechische Unterwelt, vernichtet den Drachen und die bösen Geister, und wer diesen Erd-, Himmels- und Höllenmythus erlebt, wird selbst von bösen Geistern befreit, ja von Krankheiten, von Schuld und Sterblichkeit. Und wenn der Sieger aus dem Abgrund emporsteigt, stimmen die Seinen an: „Macht die Tore weit und die ewigen Pforten hoch, daß der König der Ehren einziehe.“ Da ist noch kein Philosophieren über die juristische Bedeutung des Opfertodes Christi, Anselm

von Canterbury ist noch nicht geboren. Wohl aber ist hier der Gedanke der Messe vorgebildet, daß das, was Christus getan, jeden Tag wiederholt werden müsse. Denn das ist ja kein Erinnern mehr: h e u t e im Kultus ist der Herr Mensch geworden, hat er das Kreuz bestiegen, heute befreit er uns von den finstern Mächten. Und wie Lietzmann, so denkt auch Wetter sich gerne schon den Apostel Paulus das Mysterium agierend: „Er hat ausgezogen die Fürstentümer und die Gewaltigen und sie schaugetragen öffentlich und einen Triumph aus ihnen gemacht durch sich selbst."

In späterer Zeit wird nicht mehr der agierende Kleriker, sondern etwa das Evangelienbuch als der kommende Christus begrüßt, besonders aber die „Elemente", Brot und Wein. Während aber Lietzmann die über ihnen gesprochene Epiklese so erklärt: der Heilige Geist wird auf die Elemente herabgerufen, nicht zwar zur Verwandlung, aber daß sie im Leibe der Essenden und Trinkenden zu göttlicher Kraft werden, sagt Wetter: er wird nicht auf die Gaben herabgerufen, sondern auf die Geber, daß ihnen die Augen geöffnet werden und sie in ihnen den gegenwärtigen Christus sehen; er ist nicht diese Elemente selbst, sondern sie sind die sichtbaren Zeichen seiner unsichtbaren Gegenwart.

Auch Harnack betont in seinem neuesten Werk, dem „Gegenwärtigen Christus", die für uns fremde Stärke, mit der die Christenheit des Altertums den in verschiedensten Gestalten, im Heiligen Geist, im Wort, in der Kirche, in dem einzelnen Gläubigen, im Bischoftum und zuletzt in dem sichtbaren Stellvertreter auf Erden, gegenwärtigen Christus als „das neue, das Dasein bestimmende Lebensprinzip empfunden" habe. Von da aus müssen wir auch den christlichen Gottesdienst jener Zeit verstehen. „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir." Das ist keine Phrase, sondern durch den Gottesdienst drastisch erlebte Wirklichkeit.

Wetter findet das, was er uns schildert, nicht in klarer Ge-

stalt in alten Liturgien vor, sondern gewinnt es wie LIETZMANN durch Zurückkonstruieren aus Späterem. Er geht dabei aus von dem liturgischen Gesetz der kultischen Konservativität. Die Formel ist heilig. Aendert sich die kultische Auffassung mit dem Fortschritt der Zeit, und zwar in der Richtung des überhandnehmenden Opfergedankens und später der magischen Verwandlung durch die Einsetzungsworte, so ändern sich alte Formeln nicht so rasch, bleiben noch eine Zeitlang stehen und erscheinen in dem geänderten Gottesdienst als Rudimente, in ihrer jetzigen Umgebung nicht mehr zu verstehen, mit ihr in unlösbarem Widerspruch. Aus diesen widerspenstigen Stücken setzt er das Einstige zusammen. In der Messe des heutigen Ostens werden noch jetzt an bestimmter Stelle die Ungetauften entlassen — und niemand geht!

Aber auch WETTER findet Haupttypen des urchristlichen Gottesdienstes. Und zwar nimmt er aus allen alten Liturgien e i n e aus: R o m. Dort allein war das christliche Mysterium nicht zu Hause. Statt dessen ist dort ein Typus ausgebildet worden, der sich anderswo auch findet, nur nicht so klar, und sich später mit dem christlichen Mysteriendrama zu einer Einheit verbunden hat, zur Messe, das ist das a l t c h r i s t l i c h e O p f e r.

Das führt uns zurück zu der uns schon vertrauten Vorstellung von dem Liebesmahl, wo Hungernde gespeist und Nahrungsmittel auch Armen und Kranken nach Haus gebracht wurden. Diese Lebensmittel wurden vorher dem Priester überbracht, daß er sie segne. So war es ein Opfer. Aber ein Opfer in anderem Sinne als das heidnische oder jüdische. Dort wurden die Speisen vernichtet, dem menschlichen Gebrauch entzogen, weil nur für die Gottheit bestimmt, also entprofaniert, sozusagen vergeistigt. Hier aber werden sie zwar ebenfalls Gott dargebracht, aber in dem Sinne des Wortes: „Was ihr meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan.“ Man opfert Gott, indem man den Armen gibt. So offenbart sich sogar im Opfer der

soziale Gedanke des Christentums. Noch in der römischen Messe läßt sich an stehengebliebenen Formeln erkennen, daß diese Gaben ursprünglich nicht nur Hostie und Wein waren, sondern auch andere, wenn der Priester spricht: „Diese Geschenke, diese Gaben, diese Opfer.“

Aber es war nicht nur Uneigennützigkeit, sondern auch etwas naiver Eigennutz dabei. „Es wird euch nicht unvergolten bleiben.“ Wie in alten Religionen verband man mit dem Opfer Bitten an die Gottheit für sich selbst und für andere. Man erwartet eine Gegengabe von Gott. Wir wollen über dieses primitive Opfern vom hohen geistigen Standpunkte des Christentums nicht verächtlich denken. Der Mensch kann ja Gott nie das geben, was dem von Gott Gegebenen oder Erbetenen an Werte gleich- oder nur nahekommt. Der Opfernde fühlt sich immer in der Schuld seines Gottes: sieh es gnädig an, daß ich dir nicht so viel geben kann, wie du mir gibst! Dieses Schuldgefühl ist vielleicht von tieferem religiösem Werte als das Schuldgefühl ob begangenen Sünden, das leicht gewohnheitsmäßig wird und seine Aufrichtigkeit einbüßt, besonders wenn es als Gebot kultischer Reinigung formelhaft immer wieder vorgetragen wird! Es liegt in dem schwachen Versuch, Gott auch etwas darzubringen, eine vielleicht viel herzlichere Liebe zu ihm und Hingabe an ihn, er kommt eher aus einem wirklichen Herzensbedürfnis. Wir müssen absehen von dem, was das Opfer in allen Religionen, auch in der unsern, leicht wird und geworden ist: ein Ersatz für die Erfüllung der höheren sittlichen Anforderungen Gottes an den Menschen. Aber es handelt sich bei dem Verkehr des Menschen mit seinem Gott ja gar nicht immer um die großen geistigen Dinge. Von den Gottestaten der Erlösung sprach man in dem eucharistischen Lobpreis. Dafür gibt es keine andere Gegengabe als die gänzliche Hingabe des eigenen Selbst an die Gottheit. Für Sündenreinigung und Seligkeit bringt man nicht ein Schaf oder Feldfrüchte als Dankopfer. Aber man hat ja auch alltäglichere Bedürfnisse: Speise

und Trank, Fruchtbarkeit der Aecker, Bäume, der Haustiere, der eigenen Familie, Gesundheit, langes Leben, Schutz vor Feinden — die Bitte um solche Gaben unterstützte man durch Tier- oder Pflanzenopfer. Man brachte sie in ältester Zeit zwanglos dem Kleriker im Altarraum dar, später erst, als das Betreten des allerheiligsten Raumes den Laien verwehrt war, holten sie Diakonen von den Plätzen der Gemeindeglieder her und brachten sie in feierlicher Uebergabe dem Priester zur Weihung. Dieser sprach dann nicht nur die Darbringungsgebete, die sich überall noch finden, auch in der jetzigen Messe, sondern — was aus der Messe jetzt verschwunden ist — die Bittgebete gemäß dem Verlangen der Darbringenden. Die Geber standen dabei früher am Altar, um sich Gott zu zeigen, damit der Priester sprechen konnte: ich bitte füı diese hier ringsum Stehenden. Diese Formel, längst sinnlos geworden, steht jetzt noch in der Messe! Dieser Teil des Gottesdienstes war sehr volkstümlich; wir hören Klagen darüber, daß die Leute vielfach, wenn dies geschehen war, aus der Kirche fortliefen und sich für die übrigen Teile des Gottesdienstes nicht mehr interessierten! Hier stand also das große Fürbittengebet, das wir mit allgemeinerem Inhalt an anderer Stelle des Gottesdienstes haben und das in der Messe, weil sie das Sühnopfer an die Stelle des Bittopfers gesetzt hat, ausgemerzt ist, das aber in der ältesten Kirche außerordentlich bedeutsam war. Das „Herr, erbarme dich! Christus, erbarme dich! Herr, erbarme dich!“ das das Volk dazwischenrief, ist allein übrig geblieben in der römischen Liturgie, in der doch nach WETTER ursprünglich der Opfergedanke am reinsten ausgeprägt war. Aus dem Gemeindegebet wurde das Priestergebet, aus dem Gebet der Gläubigen, herantreten zu dürfen, das Gebet des zelebrierenden Priesters, zum Altar treten und Leib und Blut Christi — vor der Verwandlung! — dem himmlischen Vater darbringen zu dürfen. Aus der Namensnennung der Geber wurde die leise gesprochene Nennung der Namen allgemeiner Wohltäter der Kirche, zusammen mit der

Erwähnung der Toten, für die seit alter Zeit gleichfalls gebetet wird. Und doch beruft der die Annahme des Opfers erbittende Priester sich noch jetzt auf Opfer der ältesten Zeit, die nur im alten Sinne gedacht werden können: Abel, Noah, Melchisedek, Abraham, Elia, David und das Scherflein der Witwe.

Die Entstehung der M e s s e ist nach WETTER so zu denken, daß altchristliches Opfer und altchristliches Mysterium zusammengeflossen sind. Die alten Darbringungsgebete mußten nun dazu dienen, das Heilsopfer Christi zu begleiten. Denn der einst im Mysterium lebendig geistig zugegen gewußte Christus materialisierte sich in die sichtbaren Elemente, Wein und Brot. So wurde aus Christusverherrlichung und Gabenopferung die Opferung Christi in den Gaben. Das ist das Meßopfer.

* * *

Wenig ist uns geblieben von alter Herrlichkeit. Sie k o n n t e nicht bleiben, weil das ekstatisch überschwengliche Gegenwärtigfühlen des Erhöhten nicht blieb. Ein genaues Wiedererwecken des alten Kultus ist für uns vergebliches Hoffen. Der Geist hat den Kultus erschaffen, der nachgeahmte Kultus könnte nicht den Geist wieder zur Stelle bringen, dessen Stärke uns verloren gegangen ist. Die geistige Haltung des Christentums ist im Laufe der Jahrhunderte eine völlig andere geworden. Weder Inhalt noch Form des damaligen Gottesdienstes können wir ohne weiteres übernehmen, wenn wir das erste Gebot allen Gottesdienstes erfüllen wollen: die Wahrhaftigkeit. Aber der gleiche Drang zur Wahrhaftigkeit kann sich verbinden mit dem gleichen kultischen Gestaltungstrieb. Vermögen wir diesen Trieb wieder zu beleben, so wird es uns gelingen, auch für unsere Zeit d i e Art, Gott zu dienen, hervorzubringen, die ohne Phantasterei dem tatsächlichen gegenwärtigen Gottes- und Christusglauben entspricht. Mensch und Kultus stehen in einer Wechselwirkung. Der Mensch wirkt den Kultus, aber auch der Kultus

wirkt etwas an dem Menschen. Bei uns ist es so, daß der Gottesdienst den, der ihn hält, in feierndes Gedenken an Gottestaten der Vergangenheit, sowie in hoffendes Erwarten zukünftiger Gottestaten versetzt, für den gegenwärtigen Augenblick aber nur in ein betrachtendes, anbetendes, ehrfürchtiges oder liebewarmes Gefühl vor dem zeitlos Göttlichen, ebenso was ihn selbst, den Menschen, betrifft, ihn für die Vergangenheit an seine Sünde und Erlösung erinnert, für die Zukunft ihm Willensansporne gibt, für den Augenblick wiederum nur ein Gefühl des Nichtsseins und zugleich des Kindseins vor Gott. Für die Urchristen dagegen, wenn Wetter recht sieht, fällt im Kultus Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart zusammen, die unendliche Zeit wird zum Augenblick. Kann auch für uns der Kult ein gegenwärtiges Geschehen werden, von dem das eigene Tun und das passive Erleben nur zwei Seiten sind? Dann würde unser Gottesdienst dem des Urchristentums wieder innerlich verwandt. Ganz anders als jetzt würde er von der Logik des Geschehens beherrscht, nicht mehr ein durch ästhetische oder dogmatische Erwägungen bestimmtes Aneinanderreihen ererbter liturgischer Stücke sein, das auch Umstellungen, Auslassungen und Vermehrungen gestattet.

Wie dem auch sei und was wir auch liturgisch neugestaltend unternehmen: möge es uns mit derselben Kraft der Wahrhaftigkeit gelingen, mit der es den ersten Christen für ihre Zeit gelang.

2- 808

873843

SAMMLUNG GEMEINVERSTÄNDLICHER VORTRÄGE UND SCHRIFTEN AUS DEM GEBIET DER THEOLOGIE UND RELIGIONSGESCHICHTE

Heft 1—100 auf einmal bezogen M. 120.—,
jedes Heft im Einzelverkauf M. 1.80, in der Subskription M. 1.50.

*

112. GEORG LENZ, Die Bedeutung des Protestantismus für den Aufbau einer allgemeinen Staatslehre. 1924.
113. WILLY LÜTTGE, Die Dialektik der Gottesidee in der Theologie der Gegenwart. 1925.
114. PETER THOMSEN, Die neueren Forschungen in Palästina-Syrien und ihre Bedeutung für den Religionsunterricht. 1925.
115. GEORG PICK, Die Gestalt des werdenden religiösen Geistes. 1925.
116. HANS PRAGER, Wladimir Solowjeffs universalistische Lebensphilosophie. 1925.
117. GUSTAV MENSCHING, Das Heilige im Leben. 1925.
118. ALFRED BERTHOLET, Die gegenwärtige Gestalt des Islams. 1926.
119. PAUL TILLICH, Das Dämonische. Ein Beitrag zur Sinndeutung der Geschichte. 1926.
120. ADOLF RAPP, Die Bedeutung der Konfession in der Geschichte Württembergs. 1926.
121. ALFRED BERTHOLET, Das Dynamistische im Alten Testament. 1926.
122. HANS SCHMIDT, Die Thronfahrt Jahves am Fest der Jahreswende im alten Israel. 1927.
123. WILHELM KNEVELS, Expressionismus und Religion, gezeigt an der neuesten deutschen expressionistischen Lyrik. 1927.
124. HEINRICH FRICK, Wissenschaftliches und pneumatisches Verständnis der Bibel. 1927.
125. GEORG WOBBERMIN, Schleiermacher und Ritschl in ihrer Bedeutung für die heutige theologische Lage und Aufgabe. 1927.
126. KARL MÜLLER, Die Forderung der Ehelosigkeit für alle Getauften in der alten Kirche. 1927.
127. LUDWIG KOEHLER, Das formgeschichtliche Problem des Neuen Testaments. 1927.
128. HANS VON SCHUBERT, Revolution und Reformation im XVI. Jahrhundert. 1927.
129. HUGO WEIZSÄCKER, Schleiermacher und das Eheproblem. 1927.
130. FRITZ BLANKE, J. G. Hamann als Theologe. 1928.
131. ALFRED BERTHOLET, Buddhismus im Abendland der Gegenwart. 1928.
132. WALTHER KÖHLER, Zwingli und Bern. 1928.
133. ANDREAS DUHM, Der Gottesdienst im ältesten Christentum. 1928.

*

Vollständige Verzeichnisse kostenlos vom Verlag

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Druck von H. Laupp jr Tübingen.